

Schweizer Malerei : 15.-18. Jahrhundert

Autor(en): **Schilling, Helmut**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 40

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648418>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zu sich nahm. Der Ring war nicht gefunden worden, und Jungfer Spaaf wiederholte einmal ums andere für sich selbst: wir müssen den Ring finden. Der General läßt Adrian sterben, wenn wir ihm den Ring nicht finden.

Am Nachmittag wanderte Jungfer Spaaf nach Olshy hinüber. Sie ging aus eigenem Antrieb. Die Pulschläge waren jedesmal, wenn sie beim Kranken gewesen war, schwächer und schwächer geworden und in längeren Zwischenräumen gekommen. Sie hatte nicht die Ruhe, auf den Doktor aus Karlstad zu warten. Es war ja mehr als wahrscheinlich, daß Marit nein sagen würde, aber die Jungfer wollte kein Mittel unversucht lassen.

Marit, Eriks Tochter, saß, als Jungfer Spaaf kam, auf ihrem gewöhnlichen Platz auf der Treppe vor dem Speicher. Sie hatte keine Arbeit in den Händen, sondern saß zurückgelehnt mit geschlossenen Augen da. Aber sie schlief nicht. Sie blickte auf, als die Jungfer gegangen kam, und erkannte sie sofort.

„Aha“, sagte sie, „schiden sie jetzt um mich aus Hedeby?“

„Hat Sie schon gehört, wie schlecht es bei uns steht, Marit?“ sagte Jungfer Spaaf.

„Ja, ich habe es gehört“, sagte Marit, „und ich will nicht kommen.“

Jungfer Spaaf antwortete ihr mit keiner Silbe. Eine schwere Hoffnungslosigkeit senkte sich auf sie herab. Alles schlug ihr fehl, und dies war das allerschlimmste. Sie konnte sehen und hören, daß Marit froh war. Sie hatte da auf der Treppe gesessen und sich über das Unglück gefreut, sich darüber gefreut, daß Adrian Löwenföld sterben mußte.

Bisher hatte sich die Jungfer aufrecht gehalten. Sie hatte nicht geschrien, nicht geklagt, als sie Adrian auf dem Boden ausgestreckt gesehen hatte. Sie hatte nur daran gedacht, ihm und all den anderen zu helfen. Aber Marits Widerstand brach ihre Kraft. Sie begann zu weinen, heftig und unaufhaltbar. Sie wandte zu einer grauen Stallwand, lehnte die Stirn daran und weinte und schluchzte.

Marit beugte sich ein wenig vor. Lange Zeit wandte sie kein Auge von dem armen Mädchen.

„Ach so, steht es so um sie?“ dachte sie.

Aber während Marit noch so dasaß und sie betrachtete, die die Tränen der Liebe um den Geliebten weinte, ging in ihrer eigenen Seele etwas vor.

Sie hatte vor ein paar Stunden erfahren, daß der General Adrian erschienen war und ihn fast zu Tode erschreckt hatte, und sie hatte sich gesagt, daß die Stunde der Rache endlich gekommen war. Darauf hatte sie seit vielen Jahren gewartet, aber immer vergebens. Rittmeister Löwenföld war in die Grube gefahren, ohne daß irgend eine Strafe ihn getroffen hatte. Freilich war der General, seit sie den Ring nach Hedeby geschafft hatte, dort umgegangen und hatte gespußt, aber es hatte den Anschein gehabt, als brächte er es doch nicht übers Herz, sein eigen Fleisch und Blut mit der gewohnten Grausamkeit zu verfolgen.

Aber nun war das Unglück über ihnen, und gleich kamen sie zu ihr, um Hilfe zu erbitten. Warum gingen sie nicht lieber gleich zu den Toten auf dem Galgenhügel? Es tat ihr wohl, zu sagen: Ich komme nicht. Das war ihre Art, Rache zu nehmen.

Aber als Marit das junge Mädchen so stehen und weinen sah, den Kopf an die Wand gepreßt, erwachte eine Erinnerung in ihr. „So habe ich auch dagestanden und habe geweint, an die harte Mauer gelehnt. Ich hatte keinen Menschen, auf den ich mich stützen konnte.“

Und damit brach der Quell der Jugendliebe wieder in Marit auf und erfüllte sie mit seiner heißen Flut. Staunend saß sie da und sagte zu sich selbst: „So fühlte man es damals. So war es, einem gut zu sein. Ein so süßes und starkes Gefühl war es.“

Sie sah den jungen, fröhlichen, starken, schönen Paul Eliasson vor sich. Sie gedachte seines Blickes, seiner Stimme, sie erinnerte sich an jede seiner Bewegungen. Ihr ganzes Herz war von ihm erfüllt.

Marit glaubte, daß sie ihn all die Zeit geliebt hatte, und das hatte sie wohl auch. Aber wie waren die Gefühle in den langen Jahren doch kühl geworden! Jetzt, in diesem Augenblick, brannte ihre Seele wieder in voller Glut.

Aber während die Liebe so in ihr erwachte, erinnerte sie sich auch an den furchtbaren Schmerz, den es einem Menschen bereitet, den Geliebten zu verlieren.

Marit sah zu Jungfer Spaaf hinüber, die noch immer da stand und weinte. Nun wußte Marit, wie ihr zumute war. Eben erst hatte die Rühle der Jahre auf ihr gelegen. Da hatte sie vergessen, wie das Feuer brennt, jetzt wußte sie es. Sie wollte nicht die Ursache sein, daß jemand das leiden mußte, was sie selbst gelitten hatte, und sie stand auf und ging zu der Jungfer hin.

„Kommen Sie, ich werde mit Ihr gehen“, sagte sie ganz kurz. (Schluß folgt.)

Schweizer Malerei. 15.—18. Jahrhundert.

Es wäre Aufgabe aller Kongresse — wirtschaftlicher, politischer, künstlerischer — nicht nur dem Augenblick zu dienen und Vertreter der verschiedensten Behörden und Institute hauptsächlich zu geselliger Tagung zusammenzuführen, sondern vielmehr: die großen Linien der Vergangenheit lebendig aufzuweisen und der Gegenwart wie auch der Zukunft dienstbar zu machen. Immer wieder und vielfach mit Recht werden auf allen Gebieten Vorwürfe laut, Kongresse, Tagungen, Besprechungen hätten bei großem Kostenaufwand ausschließlich repräsentativen oder gar privatinteressierten Charakter. Solcher Vorwurf — das sei trotz aller Neukerlichkeit der Aufmachung festgestellt — gilt nicht für den Internationalen Kunsthistoriker-Kongreß, der in der ersten Hälfte September als eigentlicher „Wanderkongreß“ in der Schweiz stattfand.

Dieser Kongreß bot ausnahmsweise den Nichtbeteiligten mehr als den Beteiligten selbst: Ausstellung aller Kunstarten und Kunstströmungen schmühen in diesen Wochen die Schweizer Städte aufs Schönste. Die breite Öffentlichkeit hat teil an den Maßnahmen, die zugunsten Weniger getroffen worden sind. Auserlesenes schweizerisches Kunstgut ist überall in der Schweiz dem Publikum schaubar gemacht. Ueber verschiedene der bernischen Ausstellungen wurde an dieser Stelle schon berichtet, und nun wenden wir uns mit großer Freude der sorgfältigen Auswahl von Schweizer Bildern des 15. bis 18. Jahrhunderts zu, die im Kunstmuseum als Ergänzungsausstellung zu derjenigen des 19. Jahrhunderts in der Kunsthalle zu sehen ist:

Ein Katalog von gewissenhafter Zusammenstellung gibt über Herkunft der Werke und oft auch über Art der Meister in aufschlußreicher Weise Auskunft und läßt dem Text eine

ist hier kein Wert gelegt, im Gegenteil: eine krasse Gegenüberstellung von verben weltlichen Bürgern und frommen Märtyrern und Gottergebenen greift um sich. Nicht zuletzt



Heinrich Bichler, der Berner Meister mit der Nelke: Die Taufe Christi.

eindrucksvolle Auswahl an Bildreproduktionen folgen. Diese verraten die schöne Sonderheit der Ausstellung und den Genuß, den wir beim Durchschreiten der Räume empfinden.

In der Schweben zwischen ausgehendem Mittelalter und Renaissance sind die ersten Bilder gearbeitet, stets noch von der tiefen Symbolgebung mehr kirchlich bestimmter Zeit erfüllt; schmale Darstellungen, die noch gerade Raum zu finden vermögen auf den zierlichen Mauerbändern und Stützen der fensterdurchbrochenen gotischen Wände. Schmäler und deshalb in den Gewandfalten oft eckiger, im Aufbau steiler als die auf breiteren Hintergründen ausladenden italienischen Werke der gleichen Zeit, besitzen diese Werke — vorzüglich Tafelbilder — noch viel von dem strengen und doch wunderbar edeln Goldgrund vorangegangener Jahrhunderte, und je weiter wir in die neuere Zeit hineinschreiten, desto luftiger zerfällt dieser starre Bann in perspektivisch eingeteilte Hintergründe, vorerst in architektonisches Liniengefüge, das in Tür oder Fenster den Ausblick in fernere Landschaft freiläßt, dann aber in Einzelheiten belebter Natur.

Das religiöse Moment ist ins 15. und 16. Jahrhundert herübergerettet, doch nicht mehr in die schlichte Form eines sehr keuschen Symbolismus gebannt, sondern immer deutlicher und lebendiger in die Mitwelt der gegenwärtigen Zeit gerückt: wo die prunkvollen Renaissance-Höfe Italiens den regierenden Adel um die Heiligengestalten gruppieren, schart das reichgewordene nordische Bürgertum ungezählte



Heinrich Bichler, der Berner Meister mit der Nelke: Verkündigung.

Leute des Volkes um Heiland und Maria. Auch hier bei zunehmender realistischer Schau prunkvolle Darstellung von Milieu und Leben. Aber auf den Adel des Gesichtsausdrucks



Heinrich Bichler, der Berner Meister mit der Nelke: Johannes der Täufer.

kommt gerade dadurch die Eindringlichkeit zustande, die wir beim Rundgang durch die dargestellten Leben selbst bei kleineren Meistern anerkennen müssen.

In solcher Lebendigkeit — fast jedes Wand- oder Altarbild stellt ein Geschehen dar — fühlen wir uns nicht einmal so sehr ausschließlich zu diesem oder jenem Werk hingezogen, sondern schreiten interessiert von einem zum andern, um erst bei Beachtung der Komposition, der Technik, vor allem aber der Verinnerlichung dem einen und andern ganz besonderes Augenmerk zu schenken. So kommen die kleineren Bekannten und die größeren Unbekannten, glücklich eingefügt in das Werk der anerkannten und vielgenannten Meister, alle zu ihrem Recht. Bald werden sie wieder nur vereinzelt in den Museen der Schweiz und auch außerhalb der Grenzen (von Wien bis Dijon) zu sehen sein.

Jedenfalls hat Bern mit dieser Ausstellung vor allem in den Meistern des 15. und 16. Jahrhunderts eine beachtenswerte Sammlung zusammengebracht, während die Maler und Graphiker des 17. und 18. Jahrhunderts eher und öfter erreichbar sind. In diesem Wissen sei mit Nachdruck auf die seltene Gelegenheit aufmerksam gemacht, unter allen übrigen besonders die drei bedeutenden Meister: den Berner Meister



Niklaus Manuel: St. Lucas.

mit der Nelke, den Meister mit der Nelke und der Röspe, Niklaus Manuel mit zahlreichen eindrucksvollen Werken beisammen zu sehen.

Helmut Schilling.